

Heimataaue



Zeitschrift für oberösterreichische
Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgegeben von
Dr. Adalbert Depiny

Verlag R. Pirngruber, Linz.

18. Jahrgang 1937.

1. u. 2. Heft.

Inhalt:

	Seite
A. Mailly, Oberösterreichische Rechtsfagen	1
J. Ofner, Das Schmiedehandwerk in Eferding	20
Dr. G. Brachmann, Die Hämmer in Not	30
Karl Karning, Die Haus- und Flurnamen in Leonding	42

Bausteine zur Heimatkunde:

Dr. A. Schiffmann, Nochmals Keplers Wohnhaus in Linz	55
Ph. Blittersdorff, Geschichte der Badhäuser und des Badewesens in Ottensheim	58
Dr. Hans Hannan, Von den Zäuerlschmieden in Trattenbach	63
W. Bucher, Die Zäune unserer Bergbauern	67
M. Khl, Die Formen unserer Goldhaube	74
A. Comenda, Salzlammert-Tracht vor 100 Jahren	79
Dr. A. Depiny, Wie die Innviertler Bäuerin ihr Kopftuch bindet	82
Franz Harrer, Sagen aus Lauffa	83
B. Müller, Danklied für gesegnete Ernte	88

Heimatsbewegung in den Gauen:

Dr. Fr. v. Morton, Der Weg zur Heimat	90
---	----

Bücherbesprechungen:

Oberösterreichische Dichtung 1933—1936 (Dr. Franz Pfeffer)	93
--	----

Mit 12 Tafeln und 2 Bildern im Text.

Buchschmuck von Max Kislinger, Linz.

Beiträge, Zuschriften über den Inhalt, Tauschhefte und Besprechungsstücke sind zu senden an Dr. Adalbert Depiny, Linz, Volksgartenstraße 22.

Bestellungen und Zuschriften über den Bezug werden erbeten an den Verlag der Heimatgaue Richard Pirngruber, Linz, Landstraße 34.

Preis des Jahrganges postfrei S 6.50.

Alle Rechte vorbehalten.

hungsarbeit zur bäuerlichen Kultur dem Bauernmädchen wieder die Freude am Kopftuch als Sonntags- und Festtracht nahezubringen. Ebenso wäre es eine Aufgabe der Volkskunde, die Art des Bindens in den einzelnen Gegenden genau festzustellen, Lichtbild, Zeichnung und Schmalfilmaufnahme wären die Behelfe dazu. Als Beispiel in dieser Richtung stellt im folgenden Oberlehrer Edtbauer die Art dar, wie das Kopftuch in der Gegend von Obernberg am Inn gebunden wird:

„Wie das Kopftuch in St. Georgen bei Obernberg gebunden wird.

Zusammengestellt von Oberlehrer Hermann Edtbauer.

Bild 1: Das Kopftuch wird im Dreieck zusammengelegt.

Bild 2: Sodann legt es die Bäuerin in der Art auf den Kopf, daß der rechte Zipf länger ist als der linke, da dies zum Binden unbedingt erforderlich ist (sichtbar bei Bild 3).

Bild 3: Mit kleinen schwarzköpfigen Stecnadeln macht sie das Tuch in den Haaren am Kopfe fest.

Bild 4: Damit aber das Kopftuch beim Binden nicht verzogen wird, hält sich die Bäuerin mit dem Kopfe fest am Kasten oder an irgend einem Einrichtungsstück und zieht die beiden Zipfl voreinander (ähnlich einem einfachen Knopfe).

Bild 5: Nun wird das Kopftuch ‚gerichtet‘. Die Zipfe werden auseinandergezogen. Ein Zipf erscheint breiter, der kleine wird hineingesteckt und lugt unten hervor und der Bund und das ‚Mittlere‘ kommen in richtiger Lage zum Vorschein (Bild 6).

Bild 7: Das Kopftuch von vorne.

Bild 8 u. 9: Das Kopftuch von der Seite.“

Dep in y.

Sagen aus Laußa.

Mitten im Boralpengebiet, fünf Stunden südwärts von Steyr, liegt der freundliche Ort Laußa in einem sonnigen, wasserdurchflossenen Tal, das über eine Stunde lang und ein Seitental des großen Ennstales ist. Der Ort hat seinen Namen von dem Bache, der durch das Tal rauscht und in der Nähe Losensteins in die Enns mündet. Merkwürdig ist, daß amtlich der Name „Laußa“ in Gebrauch ist, den kein Mensch in dem Orte, im Tale und rundherum so ausspricht. Der Einheimische sagt, er sei in Laußa daheim und nicht in Laußa, welcher Name, mundartlich genommen, eigentlich einen beleidigenden Beigeschmack hat. Früher wurde der Name so geschrieben, wie die Einheimischen ihn aussprechen, und auch hier soll er in seiner alten und richtigen Form geschrieben werden.

Im Laufkatale werkten einst an die tausend Nagelschmiede, von deren Handwerk heute kaum eine Spur mehr vorhanden ist. Die Laufagegend ist schön und landschaftlich abwechslungsreich; die Berge sind bedeckt mit Wäldern und sonnigen Matten, auf denen Schafe, Ziegen und glockende Kühe friedlich weiden. In den Bauernhäusern, die meist einzeln auf den Hängen der Berge liegen, wohnt ein arbeitsames Völkchen, das noch alte Bräuche hochhält und in abendlichen Feierstunden heimatliche Sagen erzählt, von denen die nachstehend mitgeteilten nur ein kleiner Teil sind.

1. Wie der Teufel den Stodermüller austränken wollte. Der Sonnberg und der Mitterberg bilden den Stodergraben. In Laufa, am Eingang in diesen Graben, erheben sich, mit den genannten Bergen verwachsen und steil aufragend, zwei altersgraue Felsmauern. An der einen steht das Wirtshaus Kammergraber, früher „Wirtshaus vor der Laufa“ genannt. Am Fuße der zweiten Felsmauer steht das kleine Stögerhaus, ein ehemaliges Wirts- und Nagelschmiedhaus, welches das älteste Haus des Ortes sein soll. Zwischen der „Wirtsmauer“ und der „Stögermauer“, wie die beiden Steinfelsen nach den zwei Häusern heißen, rinnt der Stoderbach durch. Einst, so erzählt die Sage, waren diese zwei Felsmauern zusammengewachsen gewesen und haben eine einzige Mauer gebildet, die den Stodergraben sperrte und den Bach staute; das Wasser, eingezwängt zwischen den Bergen, stieg höher und höher, bis die Mauer der Urgewalt des Wassers wich und in der Mitte durchgerissen wurde. Seither ragen die Überreste dieser Steinmauer beiderseits des Baches steil auf. Eine andere Sage bringt die zwei Steinfelsen in Verbindung mit der Stodermühle, die eine Viertelstunde ostwärts von Laufa im Stodergraben liegt. In dieser Mühle wirkte vor vielen Jahren der fleißige Stodermüller. Er war nicht nur ein fleißiger, sondern auch ein gottesfürchtiger und frommer Mann, was dem Teufel gar nicht gefallen wollte. Und was der Teufel auch unternahm, den Müller von seiner Frömmigkeit abzubringen, es glückte ihm nicht. Voll Wut beschloß er, den Müller im Stodergraben auszutränken. Zu diesem Zweck wollte er in einer Nacht, da alles schlief, eine gewaltige Steinmauer aufführen, die den Stoderbach stauen und die Mühle unter Wasser setzen sollte, damit der Müller mit seinen Leuten darin ersaue. Dies glückte ihm aber nicht, denn er mußte, durch irgend einen Umstand verhindert, von seinem mit Eifer begonnenen Werke ablassen. Die beiden Steinfelsen aber stehen noch als Zeugen seines teuflischen Vorhabens.

2. Die Stöger-Kapelle. Beim Stögerhaus steht eine kleine Kapelle, in welcher ein altes Marienbild aufgestellt ist, das einst im Laufabache gefunden worden sein soll und für welches man die Kapelle erbaute. Die Sage erzählt auch, die Laufa sei einst so groß gewesen, daß auf ihr „geflegt“ werden konnte. Eines Tages verunglückten Flößer, wurden aber durch die Hilfe Mariens, die sie in ihrer Not angerufen, gerettet. Zum Dank für ihre Rettung

machten sie eine Wallfahrt nach Mariazell, brachten das Bild mit und stifteten es in die Kapelle, die man zu diesem Zwecke erbaut hatte.

3. Die versunkene Sichelschmiede. Hoch droben auf dem Mitterbergkogel, einige Minuten vom Bauernhause Groß-Mitterberger entfernt, liegt in einer Erdmulde eine Moorniese, welche die Leute „Mooswies'n“, meistens aber „Geißberger-Moos“ nennen, weil die Niese zu dem weiter unten am Hange des Berges liegenden Bauernhause Geißberger gehört. Auf dieser Niese wächst nur langes, dünnes, saures Gras, sogenanntes „Bürstlinggras“, das die Leute auch „Hasenbart“ oder auch „Dachsbart“ nennen. Die Sage weiß zu berichten, daß auf dieser Niese einst eine Sichelschmiede gestanden. Sie ist „zur Straß“ Gottes mit Meister und Gesellen versunken, weil diese bei ihrer Arbeit immer arg fluchten. Der alte, schon verstorbene Groß-Mitterberger, ein lustiger Rauh, sagte immer zu den Schulbuben, wenn er mit ihnen über den weichen, nachgiebigen Niesenboden ging: „Rennts, Buam, rennts, dā schau'n d' Schmied mit dō Hoar auffal!“ Und die Buben liefen, was sie laufen konnten, über das gefährliche Niesenstück, wo die „Haare“ der Sichelschmiede heraus-schauten.

4. Der Spuk im Geißberger-Moos. Das „Geißberger-Moos“ auf dem Mitterbergkogel war einst, so wird erzählt, eine verrufene und unheimliche Örtlichkeit, wo es heute noch recht „oadahti“ (einsam) ist. Früher von Waldbäumen und Sträuchern wüßt umgeben, geisterte es dort und niemand wollte nachts daran vorübergehen. Lichtlein wurden gesehen, die über dem Moos hin- und widergaukelten. Einmal wurde eine große feurige Kugel gesehen, die gespenstisch über dem Sumpfe schwebte und dann gegen den „Wilden Graben“, dessen Wasser tief drunten fern und unheimlich rauschte, davonfuhr. Im „Geißberger-Moos“ hausten einst die „Moosgoß“ und die „Wildgraben-Rag“, und heute noch sagen die Leute zu ihren Kindern, wenn sie nicht folgen oder nicht heimgehen wollen, es komme die „Moosgoß“ oder die „Wildgraben-Rag“, werde sie fangen und mitnehmen. Im Geißberger-Moos, heißt es, ist auch der Teufel eingegraben. Er wurde, weil er die Leute im Tale der Laussa wegen ihrer Frömmigkeit austränken wollte, gefangen und in das „Geißberger-Moos“ gestoßen.

5. Das Blendwerk des Teufels. Seit der Teufel vor vielen Jahren in das Geißberger-Moos geworfen wurde, geht es dort nicht mehr mit rechten Dingen zu. Eines Tages ging der alte Geißberger, der schon seit vielen Jahren nicht mehr lebt, von dem fünf Stunden entfernten Steyr heimwärts. Schon hatte er den Mitterbergkogel, seinen Heimatberg, vor sich. Nieder stieg er noch vom Sonnberg in den wasserdurchrauschten und ein wenig verrufenen „Wilden Graben“ und dann jenseits des Wildgrabenbaches aufwärts durch den Wald zum Rücken des Mitterberges, auf welchem das berühmte Moos lag, durch das mitten hindurch der Weg führte. Es war ein ruhiger Abend, kein

Zweiglein regte sich an Bäumen und Sträuchern. Als der Geißberger oben angelangt war und nun durch das Moos gehen wollte, erhob sich plötzlich ein so gewaltiger Sturm, daß die Bäume, vom Sturmwind gepeitscht, sich bogen und ihre Wipfel und Äste wild zusammenschlugen. Der Wind heulte. Gebrochene Äste fielen krachend zur Erde. Mit einem Male war es ganz dunkel geworden, wo gerade vorher noch heller Abendsonnenschein gewesen war. Es bligte und donnerte, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre. Der Geißberger ging nicht durch das Moos, sondern machte einen Umweg. Als er außerhalb des Bereiches des „Geißberger-Moos“ war und niederstieg zu seinem etwa drei Minuten unterhalb am Hange liegenden Hause, war es ruhig, still und licht, wie wenn gar nichts gewesen wäre. Als er daheim sein Erlebnis erzählt hatte, gingen die Leute hinauf zum Moos, sie konnten aber von dem grausigen „Gehechter“ nicht das Mindeste wahrnehmen. Es war nur ein Blendwerk des Teufels gewesen.

6. Die Pest im Geißbergerhaus. Vor einigen hundert Jahren war es. Der Geißberger war in einer Angelegenheit nach Sierning gegangen. In diesem großen Markte wütete gerade die Pest. Nichtsdestoweniger erstand der Geißberger einige Renten geselchten Fleisches, das man ihm in einem Hause zu einem recht billigen Preis angeboten hatte. Nach Erledigung seiner Angelegenheit wanderte er mit dem Fleisch in sein sechs Stunden entferntes Heimathaus auf dem Mitterbergkogel. Seine Angehörigen waren recht froh, ein so schönes und gewiß auch gutes Fleisch zu haben, zumal gerade die Nachbarnleute im Hause waren, die, wie es in den Bergen üblich ist, sich gegenseitig beim Mistführen auf den steilen Feldern halfen. Bald darauf, nachdem die Leute von dem Fleisch gegessen hatten, wurden sie von der Pest ergriffen und starben bis auf einen jungen Burschen, der ein „Lapperl“ war. Dieser nahm, als die Leute tot im Hause herumlagen, eine Mistkreil und schleifte eines nach dem anderen auf die Hauswiese, ließ sie in die tiefe Grube fallen, die er vorher gegraben hatte, und füllte diese mit Erde zu. Dann ging er in den Schafstall und legte sich auf den Schafmist, wodurch er mit dem Leben davontkam.

7. Der „Goldene Hansenstein“. Bei der Köllnreitnermühle in Laußa ragt freistehend ein ungefähr zwanzig Meter hoher Steinfelsen auf, wie man solche in der Laußagegend mehrere findet. Der Steinfelsen wird „Bäckerhansens-Mauer“, auch „Goldener Hansenstein“ genannt. Er hat zwei geräumige Höhlen und gehörte früher zum Schloß Rogel, ist aber heute im Besitze des Bauers Klein-Mitterberger. In den Höhlen hauste vor vielen Jahren ein Sonderling, von Beruf ein Bäcker, der eines Tages sein Handwerk verließ und den Steinfelsen bezog, wo er sich häuslich einrichtete und bis an das Ende seiner Tage zwar arm, aber wie ein König lebte. An schönen Tagen saß er hoch droben auf dem Felsengipfel und sah sich die schöne Welt an oder er suchte in der bergigen Gegend nach Gold, weswegen er auch der „goldene Hans“ genannt wurde; der Name ging auf

den Stein über, der auch heute noch so genannt wird. Der Stein war einst höher; zum Turmbau der Kirche in Laußa wurde 1896 ein Stück vom Gipfel abgesprengt.

8. Die Hege in der Loahmbichler-Woad. Der vor einigen Jahren im Alter von über 86 Jahren verstorbene Grössinger, Bauer auf der „Platten“ (Plattenberg in Laußa), erzählte gerne: Als er noch ein kleiner Bub gewesen, ist zu seinem Vater oft ein Nachbar zu Besuch gekommen, der ein äußerst verwegener Wildschütz war und sich vor nichts fürchtete. Einmal aber hat er doch eine Begegnung gehabt, die ihn bald das Fürchten gelehrt hätte. Eines Nachts wilderte er wieder einmal im waldigen Reviere des Plattenberges; er hatte Glück und brachte einen schönen Rehbock zur Strecke. Es war schon nahe gegen Mitternacht, als er mit seiner Beute heimwärts ging, wozu er den Weg durch die „Loahmbichler-Woad“ einschlug, der nächst dem gespenstisch aufragenden „Saufstein“ durch das bergige Gelände zieht. Eben wollte er durch das Ohagtürl gehen, als eine bekannte, in der Gegend als Hege verschriene Bäuerin, die wirr herabhängenden Haare notdürftig mit einem Kopftüchel bedeckt, auf einen Stock gestützt, langsam vorüberhinkte. Der Wildschütz, der die Bäuerin gut kannte, war verwundert, sie um Mitternacht hier anzutreffen. Als er sie anreden wollte, zerfloß die geheimnisvolle Erscheinung wie ein Nebel und er sah keine Spur mehr von ihr. Da ging dem Wildschützen doch ein wenig die „Schiach“ an und er beeilte sich, mit dem Rehbock auf dem Rücken seine Behausung zu erreichen. Am darauffolgenden Morgen kam der Sohn der Bäuerin in das Haus des Wildschützen und bat, es möge ihm jemand seine Mutter anziehen helfen, denn sie sei um Mitternacht gestorben.

9. Die schwizenden Ochsen. Ein Söldenbesitzer in der Laußagegend, der sich wegen der Kleinheit seines Besitzes keine Ochsen halten konnte, mußte sich diese, wenn er eine schwere Arbeit zu bewältigen hatte, immer ausleihen. Er wußte sich die Ochsen aber auch auf eine andere, nicht gebräuchliche Art und Weise zu beschaffen, weil er, der einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, mehr konnte als andere. Eines Tages schleifte er mit einem Paar schwacher Ochsen einen mächtigen Waldbaum, an welchem die Äste noch daran waren, einen steilen Berg hinauf. Ein Bauer, der des Weges kam, wunderte sich, daß der Söldenbesitzer diese schwere Arbeit mit zwei so geringen Ochsen bewerkstelligen konnte. Von weitem glaubte er, die Ochsen als die seinigen zu erkennen. Eilends ging er heim, um nachzusehen. Seine Ochsen standen zwar ruhig im Stall, aber sie schwigten so fürchterlich, als ob sie von einer schweren und anstrengenden Arbeit soeben erst in den Stall gebracht worden wären. Nun wußte er's, daß es doch seine Ochsen gewesen waren, die sich der Söldner durch seine Teufelskunst verschafft und wieder rechtzeitig in den Stall zurückgebracht hatte.

(Schluß folgt.)

Franz H a r r e r, Steyr.